

## Editorial

Das Singen im Gottesdienst ist hochgradig beliebt. Dieses schon 2010 präsentierte Ergebnis der von Heiner Gembris und Andreas Heye im Auftrag der Liturgischen Konferenz durchgeführten ersten Studie zum Singen im Gottesdienst wird durch die nun vorliegende zweite Studie eindrucksvoll bestätigt. Durch beide Befragungen liegt inzwischen ein bisher einzigartiges Datenmaterial über das Singverhalten im Gottesdienst mit fast 7700 Befragten vor, das u.a. einen Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschland zulässt.

Die hohe Singmotivation und die nach eigenen Angaben hohe Singbeteiligung, die im krassen Gegensatz zu mancher Klage über den Gemeindegesang steht, ist aber kein Grund, die Hände zufrieden in den Schoß zu legen. Ob es nämlich auch in Zukunft so gut um das gottesdienstliche Singen bestellt bleibt, ist aufgrund der Unterschiede in den verschiedenen Altersgruppen fraglich und wird davon abhängen, ob es in den kommenden Jahren gelingt, die jüngere Generation für Musik und Singen zu begeistern, was am ehesten durch mehr Pluralität und Vielstimmigkeit der verschiedenen Stile und Lieder gelingen kann.

Harald Schroeter-Wittke ergänzt dieses Fazit in seinem Kommentar noch um die ausbildungstheoretische Forderung, das Singen stärker in der theologischen und religionspädagogischen Ausbildung zu verankern. Darüber hinaus vertritt er die einleuchtende These, dass sich die Popkultur für die Jahrgänge ab 1950 immer mehr und vermutlich unumkehrbar zur Leitkultur entwickelt, was Auswirkung auf die Musik und den Gesang im Gottesdienst haben muss. Stephan Reinke schließt sich dieser Auffassung aus Sicht des Kirchenmusikers an und fordert zukünftig Änderungen im Liedrepertoire, in der kirchenmusikalischen Ausbildung sowie im Berufsverständnis der Kirchenmusikerschaft. Für das kirchliche Handeln können aus der Studie „Singen im Gottesdienst“ die knappen Folgerungen gezogen werden: Wir brauchen in Zukunft eine größere Pluralität der Lieder, der Musikstile, um den Gemeindegesang im Gottesdienst auf hohem Niveau zu halten.

Der Aufsatz von Jochen Kaiser über die erlebnisorientierte Liedanalyse ist eine ideale Ergänzung der Studie. Die von ihm dargestellte Analyse erweitert die bisher am Text und an der Melodie orientierte Untersuchung von Liedern um den Erlebnisaspekt beim Singen und korrespondiert mit einem der zentralen Ergebnisse der Studie, nach der für die Mehrzahl der Befragten die Melodie wichtiger erscheint als der Text des Liedes. Unter der Rubrik „Impulse“ zeigt der hymnologische Artikel von Siegmund Keil exemplarisch an Martin Rinckarts Lied „Nun danket alle Gott“, dass ein Lied nicht nur Milieugrenzen, sondern auch Sprachbarrieren problemlos überspringen kann. Wenn es einer Reihe von neuen geistlichen Liedern gelingt, über Sprach- und Milieugrenzen hinweg gesungen zu werden, dann wird es um das Singen im Gottesdienst auch in Zukunft gut bestellt sein.

An dieser Stelle möchte ich einen doppelten Dank aussprechen:

1. Danke allen, die mit ihrer freundlichen Bereitschaft zu einer Rezension dazu beitragen, dass unsere Leserschaft über die aktuelle praktisch-theologische Literatur informiert ist.
2. Danke denen, die mit ihrer regelmäßigen und großzügigen Spende die Veröffentlichung der Zeitschrift „Liturgie und Kultur“ ermöglichen.

STEPHAN GOLDSCHMIDT